

Meinrad Lienert

Autor(en): **Zulliger, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **15 (1925)**

Heft 20

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641125>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

benahmen „wie Kinder“. Sie sprechen von ihnen als von Menschen auf der „Kindheitsstufe“. Es steht fest, daß auch die weiße Rasse in grauer Vorzeit auf dieser Stufe stand. Davon meldet uns kein Geschichtsbuch, aber es kann nicht anders sein, als daß wir uns durch Jahrtausende nach und nach zu dem entwickelt haben, was wir heute sind. Der Kulturmensch macht in der Zeit von seiner Geburt bis zu seiner Reife gleichsam nochmals die gesamte Menschheitsentwicklung vom Primitiven bis zum Kulturmenschen abgeführt durch.

Wenn wir die produktiven Menschheitsglieder der „Intuitiven“ betrachten, so dürfen wir eine Gruppe der Geisteskranken nicht außer Acht lassen, die auch hierher gehört, die künstlerisch veranlagten Schizophrenen. Ihre Werke sind den Schnitzereien der Kinder und der Primitiven oft bis zum Verwechseln ähnlich. Sie schaffen eben ähnlich wie Kinder und Wilde, sozusagen kritiklos aus dem Unbewußten heraus, aus der „Intuition“. Allerdings unterscheiden sich die Werke der Schizophrenen von wahren Kunstwerken genau so, wie sich eine Kinderzeichnung von der Zeichnung eines richtigen und erwachsenen Künstlers unterscheidet.

Die diesem Aufsatz beigegebenen Bilder*) wollen die innere Verwandtschaft der produzierenden Intuitiven auf zeichnerischem und plastischem Gebiete erhellen. Wer dem Unbewußten nahe steht, schafft ähnlich und hat ähnliche Ideen, Auffassungs- und Darstellungsarten. Das Unbewußte, jenes merkwürdige und noch wenig erforschte „Es“ erzeigt sich als der Hort schöpferischer Kräfte. Er erweist sich als kindlich, primitiv, atavistisch und künstlerisch zugleich. Die oben erwähnte Geisteskrankheit könnte als Rückfall in eine frühere, sehr primitive Entwicklungsstufe der Menschheit verstanden werden, wenn man sich auf die Beobachtung stützen darf, daß sich der Schizophrene in seinen Plastiken vom Neger und Malaien und dessen künstlerischen Figuren kaum unterscheidet.

H. Zulliger.

*) Aus H. Zulliger „Unbewusstes Seelenleben, die Psychoanalyse freud's“, Franck'sche Verlagshandlung (Kosmos) Stuttgart. Preis Frs. 1.50 brosch.

Meinrad Lienert.

Zu seinem 60. Geburtstag am 21. Mai 1925.

Der Hauptzug in Lienerts dichterischem Profile ist der Ausdruck von etwas Ruhigem, Festem, Sicherem, Kraftvollem und Solidem. Das macht die wahrhaftige Bodenständigkeit des Yberger Dichters aus, die er in keinem seiner Werke verleugnet hat, ob sie seien nun in Mundart, oder in der Schriftsprache geschrieben worden. Hier, bei den letzteren, spielen Mundartaussprüche als sprachliche Neuschöpfungen bereichernd, plastisch und träf hinein, sowie auch die köstliche Gabe Lienerts, treffende Bilder zu finden, wie nicht manchem der heute lebenden Dichter gegeben ist. Überall merkt man dem Schwünzer an, woher er stammt, und wie stark er mit seiner Heimat verwachsen ist; zwischen den Zeilen seiner Lieder riecht man gleichsam den herben Duft des Alpgrases und seiner bunten Blumen, und man fühlt einen wirklichkeitsfreudigen, frohen und eher derben und zugriffigen, als einen von des Gedankens Blässe angekränkelten Sänger, dessen Rehle die „Tödler vom Meisterjäger“ und die mannigfaltigen, lebensprudelnden Weisen des „Schwäbelpfiffli“ entquellen. Da ist alles unmittelbar erlebt und ungekünstelt einfach, und darum groß und bedeutungsvoll, mächtig in der Einförmigkeit wie die Silhouetten der Berge, die auf Lienerts Heimat herunter blicken. Und doch ist nichts an Lienerts Werke grob oder im schlechten Sinne bäurisch, so daß es vom literarischen Feinschmecker nicht genossen werden könnte. Dieser Erdfaste ist zu sehr ein Künstler der Sprache und der Form, und er bildet in sich eine Art Vollendung wie etwa Gottfelf.

Sein Beispiel zeigt uns wiederum: wo zu all den vor-

züglichen Eigenschaften, die eine jahrhundertalte, ländliche Tradition pflegte und großzog, der Funke des Geistes kommt und ihr Träger wird, da entsteht ein Großer. Die Blut-



Meinrad Lienert

erneuerung in der Kunst und Literatur wird nicht in den Großstädten gegoren; das meiste, was von dort her mit vielem Glanze und lauten Posaunen zu uns gelangt, schrumpft schließlich in eine kleine und wenig bedeutungsvolle Mode zusammen.

Lienert hat sich um Moden nie gekümmert. Als sein Stern aufging, stand die literarische Welt gerade unter dem Zeichen des Naturalismus, der sobald von anderen — Ismen abgelöst wurde. Des Ybergers Lieder tönten darein wie der Sang einer Drossel von der Spitze einer Dorflinde, einfach, natürlich, erfrischend, voller Liebe und Freude an den Leuten seines Stammes und an der Landschaft seiner Heimat. Ich bin überzeugt, daß Lienert in seinen Liedern unsterblich sein wird, wenn auch alle seine anderen Werke untergehen würden. Seine Harstubenlieder stehen in den Herzen seiner Volksgenossen wie die Felsen der Mythen über dem Gleden Schwyz. Die stürzt kein Sturm um und wäscht kein Regen weg. Ich kenne kein aufregenderes, trozigeres, kühneres Lied als sein „Harnus!“ Es entspricht so sehr der freiheitsliebenden Art der Bergler und der Schweizer überhaupt, daß alle vielgesungenen Vaterlandslieder daneben verblässen. Und der Rhythmus wirkt trotz seiner Einfachheit offensiver (ich finde kein bezeichnenderes Wort) als die Marseillaise der Franzosen. Man fühlt die verhaltene, schwerflüssige, aber in Bewegung gekommene Kraft eines ganzen Volkes, das sich erhebt und die Fesseln sprengt, die ihm aufgelegt werden sollen, man ahnt den unbezähmbaren Willen einer freiheitsliebenden Nation, deren Männer sich den Kriegsruf zurufen und ein jeder wie Villenrots Bidder Läng „Lewer duad, üs Slaav!“ sein will.

Männer wie Meinrad Lienert haben wir nötig, ganz besonders in Zeiten der allgemeinen Verwirrung, wie wir sie eben durchgemacht haben und heute noch daran leiden. Unentwegte geistige Führer, die über dem Gezänk des Tages und dem Chaos der Meinungen stehen und unseren Blick strenge nach dem einen Ziele richten: nach der Wahrung der kostbaren Güter, die unsere nationale Eigenart ausmachen, für die unsere Ahnen kämpften und die in jahrhunderte währendem Ringen erobert und gefestigt worden sind. Darum verehren wir Lienert und sind ihm dankbar!

Unser Subilar hat außer seinen Gedichtbänden zahlreiche köstliche Geschichten für die Jugend geschrieben, er versuchte sich auch in der Dramatik. Das beste dramatische Werk ist sein „Krippenspiel“, in dem sich Heiliges und Ungeschlacht-Bäurisches in einer Harmonie vereinigen, und das in der Schweizerischen Literatur seinesgleichen nicht hat.

Wenn wir Meinrad Vienerts Werke lesen, so überrascht uns immer wieder ihre Frische, die uns nicht erraten läßt, daß der Dichter schon an der Schwelle des Alters steht. Wir fühlen, daß er trotz seiner Jahre im Geiste noch jung geblieben ist und werden wohl nicht enttäuscht, wenn wir hoffen, daß der lebendige Born seiner Dichterkraft nicht versiege, und uns im Gegenteil noch lange Zeit erquicke und labt! Und, statt daß wir ihm zu seinem 60. Geburtstage ein geruhames und beschauliches Alter wünschen, rufen wir ihm jenen tatlustigen Kampf zu, der ihn zu einem seiner besten, wenn nicht zum besten Dichter überhaupt begeisterte: „Satius!“ Hans Zulliger.

* * *

Zwei Gedichte von Meinrad Vienert.

D'Wält im Mai.

's heißt, d'Werde sing äs Chummertal.
Was saist jek du, o Nachtigal,
Wo's üß'rei fot a blüöhe?
Wo 's Müggli tanzt um Hus und Stall;
Wo jedem chlyne Maiteli
Fönd d'Bäggli afo trüde.

Se red's du, Värch im Morgerot,
Wie Tags dr Himmel offe stoht,
As alls gseht g'mittt drüme.
Und wien 'r 's himlisch Viedt nu lot,
Dur d'Stärnli wie dur ne's Sib,
Nu Nachts uf d'Werde schyne.

Und jek red du, o Härz im Mai!
Laß' d'Zuger los! Bist nüd älei;
Nes Echo git's gäntume.
Wo jedem Schybli hunt's dr hei.
Zeddwedes Ohreglänggeli
Git's wien äs Glöggli ume.

's Heiwehliedli.

Muoh eister dra sinne
As Füür uf dr Weid.
Sind Büöbli und Maiteli
's Holz drzuo trait.

Sind grasgrüne Fare
Und Bluome dri lnt.
Sind geigled drumume.
O säligi Zyt!

Und 's Räuchli ist gstige
Wyt über all Rai.
Vom Füürli äs Glüühli
Ist still mit mer hei.

Und 's Heiweh, das hät mer's
Uf's Meer noetrail,
Und hät mer's nu glüühnig
Is Härz ineg'gleit.

(Aus „S'Schwäbelpfiffli“ 2. Verlag S. R. Sauerländer & Co., Marau.)

Politische Wochenschau.

Die europäische Politik wird immer noch von Problemen beherrscht. Man merkt dies am besten, wenn die Wellen abgeebbt haben nach einer durch irgend eine Persönlichkeit hervorgerufenen politischen Aufregung. Da

richtet sich jeweilen die allgemeine Aufmerksamkeit wieder dem eigentlichen Untergrunde aller politischen Bestrebungen, eben jenen Problemen zu. So wieder nach der Wahl Hindenburgs zum deutschen Reichspräsidenten. Gerade im Falle Hindenburg erkennt man, wie wenig von diesen sogenannten großen Persönlichkeiten in letzter Linie das Schicksal der Völker abhängt. Wenn Hindenburg auch das Symbol der deutschen Monarchie und deren Hoffnungen auf Wiederaufrichtung ihrer Macht und Geltung ist, so hat doch seine Silberhebung an den politischen Notwendigkeiten, die für Deutschland und für Europa bestehen, wenig oder nichts geändert.

Sogar in Frankreich hat man sich mit den deutschen Wahlen abgefunden. Ja, dies sogar in einer für Fernstehende recht verwunderlichen Weise. Die Gemeindevahlen sind unter dem Eindruck der deutschen Drohung gestanden, aber durch sie nicht beeinflusst worden; die Parteien, die aus der Rechtsentwicklung im Nachbarlande Gewinn zu schlagen hofften, sind im Gegenteil jämmerlich geschlagen worden. Der Sieg des Linkskartells ist durch die Stichwahlen vom letzten Sonntag noch bedeutend verstärkt worden. Das französische Volk zeigte wieder einmal mehr, wie besonnen und sicher es sich auf politischem Boden bewegt. Es hat zwar mit Briand als Ersatz für Herriot eine deutliche Rechtswendung gemacht; sie war ihm aufgenötigt durch die Haltung des englischen Volkes. Neben dem kühlen Realpolitiker Chamberlain macht sich der berechnende Diplomat Briand besser als der idealistische Feuerkopf Herriot. Eine richtiggehende Demokratie schafft aus sich heraus immer die Führer, die der politischen Situation angepaßt sind.

Freilich für die Lösung der politischen Gegenwartsfragen bedeuten die neuen Männer keine Beschleunigung. Briand zögert mit seiner Antwort auf Stresemanns Garantieangebot. Zum Handeln gedrängt, erklärt er, daß er den Text des Dokumentes noch einmal einer gründlichen Prüfung unterziehen müsse. Abwarten, nicht voreilig sich binden, ist das bewährte Rezept der alten Diplomatie. Inzwischen ändert sich die Situation, vielleicht unter der Hand herbeigeführt, wie man sie haben will.

Zwischenhinein hat die französische Regierung in Marokko drüben ein kleines Kolonialproblem zu lösen. Sie tut es mit dem bewährten Mittel der Maschinengewehre und Fliegerbomben und glaubt damit rascher ans Ziel zu kommen als mit Verhandlungen. General Lyautey hat zu allgemeiner Überraschung plötzlich 25,000 Mann gegen die Rifkabylen aufgebieten und diesen bereits blutige Gefechte geliefert. Man vermutet, daß es sich um ein Zusammengehen mit den Spaniern handelt, die entlastet werden sollen. Diese Kombination wird in Abrede gestellt. Ob es den Franzosen besser gelingen wird, das Rätsel Abdelkrim zu lösen, als es den Spaniern bisher gelungen ist? Man verwundert sich nicht ohne Grund darüber, daß es diesem Kabylenführer bis heute gelungen ist, sich mit seinen Leuten gegen das wohlgerüstete spanische Heer zu halten. Man stellte allerlei Vermutungen auf über die Herkunft der Maschinengewehre und der Flugzeuge, die ihm in immer größerer Zahl und verbesserten Auflagen zur Verfügung stehen. Irgendwoher mußte dieser Widerstand geschürt und genährt werden. Abdelkrim ist jedenfalls gebildet und geschickt genug, um solche rückwärtige Verbindungen anzuknüpfen und zu unterhalten. Er soll kein gewöhnlicher Rebell, sondern ein Mann von Stand und Bildung sein, auf spanischen Universitäten studiert haben, und lange in Melilla als Journalist tätig gewesen sein. Die Franzosen behaupten, daß er sie angegriffen habe. Es ist wohl möglich, daß ihm seine Erfolge über die Spanier und über seinen Konkurrenten, den kürzlich verstorbenen Raissuli, den Kamm haben wachsen lassen und er sich für mächtig genug hielt, auch die Franzosen aus dem Land und an die Küste zu werfen. Das dürfte ihm nicht so leicht gelingen; denn seine Gegner sind diesmal nicht ungeübte Spanier, sondern kriegsgewohnte Franzosen.